Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 56 (1962)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN - COMPTES RENDUS

Katholisches Missionsjahrbuch der Schweiz 1962. 29. Jahrgang. Red : P. Gonsalv Mainberger OP. 95 S. Freiburg, Paulusdruckerei. Selbstverlag des Schweiz. Kath. Akadem. Missionsbundes, Freiburg, Spitalgasse 1a.

Das seit Jahrzehnten besteingeführte Missionsjahrbuch erscheint diesmal unter neuer Leitung und gliedert seinen Stoff nach den Gesichtspunkten : Kunst, Kult, Kontinente. Hauptanliegen ist ihm die « Adaptation in ihrer einzig zulässigen Form der Verselbständigung ». Allgemein wegleitend für diese Zielsetzung ist der Beitrag über die naive künstlerische Begabung im Kunstschaffen unserer kath. Missionen. Im einzelnen werden sodann Tradition und europäische Einflüsse in der Kunst Japans verfolgt, wo eine christliche Kunst erst in den Anfängen steht ; ähnlich die Geschichte der neo-afrikanischen Literatur, die im Stadium der « absoluten Zöglingsliteratur » zeigt, daß man auch über die Rassen hinweg Kulturen verpflanzen kann. Sehr ansprechend sind die Ausführungen über die religiöse Bedeutung des Mysterientanzes und seine missionarischen Möglichkeiten, nicht weniger über die Kunst auf Haiti und die sog. Poto-Poto-Maler in Brazzaville im Kongo, wo der Einfluß Europas übergroß ist. Mit Interesse liest man den Aufsatz über die Problematik einer afrikanischen Kirchenmusik, der, etwas schulmeisterlich, zeigen will, was man in dieser Hinsicht tun sollte, dabei aber übersieht, daß z. B. in Kamerun von den Engelberger Benediktinern bereits nach diesen Vorschlägen gearbeitet wird. Die betr. Literatur ist in diesem Heft verzeichnet, aber offenbar nicht beachtet worden. Es darf hier auch auf die Plattenaufnahmen « Psalmodie Camerounaise » aufmerksam gemacht werden, die in Zusammenarbeit von P. Luitfried Marfurt mit einheimischen Seminaristen entstanden und fortgesetzt werden sollen. Daß auch auf andern Gebieten ähnlich gearbeitet wird, verrät der Hinweis auf die benediktinische Gründung an der Wasserscheide Kongo-Nil, die altmonastische Traditionen und einheimisches Brauchtum zu neuen Formen zu verbinden sucht. Ähnliche Wege geht die sog. Missa Luba, die ganz aus afrikanischem Empfinden heraus gestaltet ist. Auch auf dem Gebiet des Kirchenbaues zeigen sich solche Tendenzen, so etwa am Beispiel von Koumi im Ober-Volta.

Die Chronik für 1961 und eine sorgfältige Missionsbibliographie beschließen das gehaltvolle Jahrbuch, das allerdings mehr Probleme aufwirft, als es zu beantworten vermag. G. HEER

M.-H. Vicaire OP : Geschichte des heiligen Dominikus Band I : Ein Bote Gottes. 374 S. Herder Freiburg i. B. 1962.

Es handelt sich beim vorliegenden Werk um eine Übersetzung der zweibändigen « Histoire de Saint Dominique », die der Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. Ue. bei Les Editions du Cerf 1957 erscheinen ließ. Der erste Band zeichnet die Lebensgeschichte des Heiligen bis zu seinem Aufbruch an das vierte Laterankonzil, also bis zur päpstlichen Bestätigung des Predigerordens.

Diese großangelegte Biographie fußt auf den ausgedehnten Quellenforschungen der letzten Jahrzehnte, in denen die Untersuchung der Armutsbewegungen im Mittelalter so rege betrieben wurde. Der Dominikanerorden hat seit 1931 in seinem Archivum Fratrum Praedicatorum und in vielen Einzelforschungen dazu einen beachtlichen Beitrag geleistet. So wird es Vicaire möglich, ein sehr differenziertes und eindrückliches Bild seines Ordensstifters zu bieten, nicht zuletzt auch weil ihm eine sichere Kenntnis der Geographie und Ortsgeschichte der einzelnen Wirkungsstätten des Heiligen zur Verfügung steht. Dazu kommt eine seltene Vertrautheit mit der mittelalterlichen Bildungs- und Geistesgeschichte.

Die einzelnen Kapitel des Werkes sind mit Ortsnamen überschrieben. Es sind Stätten, die nicht nur Aufenthaltsorte des kommenden Ordensstifters, sondern auch Etappen seiner inneren Entwicklung und Berufung darstellen. In « stolzer und zugleich demütiger Anmut » liegt das Heimatdorf Callruega vor uns, und wir werden vertraut mit der gewaltigen Landschaft Altkastiliens, über welche sich das flutende Licht der Sonne ergießt. Wir erfahren aber zugleich die wechselvollen Schicksale des Landes in der Reconquista und erleben mit der Jugendzeit des Dominikus auch den religiösen Frühling, den die Reform im Geiste von Cluny und Citeaux in die kastilischen Lande bringt. Mit der gleichen Sorgfalt geht der Verfasser den Ahnen des Heiligen nach, den vornehmen Guzman und den adeligen Aza.

In Palencia verfolgen wir die Studienjahre, das frühe Hineinwachsen in die Gottesgelehrsamkeit. Entscheidend für sein Leben wird Osma, sein reformeifriges Diözesankapitel, die Begegnung mit der Augustinerregel und die Lebensfreundschaft mit dem gleichgesinnten Bischof Diego. Und dann folgt die für den jungen Kanoniker bedeutsame Reise in die Marken. Bischof Diego führt eine königliche Gesandtschaft nach Dänemark und Dominikus ist sein Begleiter. Die Erlebnisse dieser Reise werden das künftige Leben beider Freunde bestimmen. Das Gebiet von Toulouse bietet den traurigen Anblick der Häresie und weckt « die Sorge um die mißbrauchten Seelen ». In den Marken erwacht bei der Berührung mit der Ostmission der Aposteleifer erst recht.

Sehr behutsam geht Vicaire den Ursachen der Katharer- und Albingenserbewegung nach. Einfach kirchliche Mißbräuche dafür verantwortlich zu machen, würde das Problem allzusehr vereinfachen. V. weist überzeugend nach, wie politische und soziale Faktoren einen ebenso starken Einfluß ausgeübt haben. Mit gleicher Sorgfalt geht V. nun den vielseitigen Formen kirchlicher Abwehr nach. Wir werden vertraut mit der Zisterziensermission,

lernen die päpstlichen Legaten kennen, erleben den Kreuzzug und verfolgen die Wege des heiligen Dominik in der Predigt Christi. Der Verfasser führt den Leser mit vornehmer Zurückhaltung durch diese Straßen der inneren und äußeren Entwicklung. « Es geht nicht darum, den heiligen Dominikus zu rühmen, sondern ihn kennenzulernen und zu verstehen. »

Vicaire darf mit gutem Gewissen auf dieses Rühmen verzichten. Sein Dominikus tritt von Kapitel zu Kapitel klarer und unmittelbarer aus dem geographischen und geschichtlichen Hintergrund heraus, und der Leser ist am Ende dieses ersten Bandes ergriffen, wie in dieser Berufungsgeschichte äußere Umstände, göttliche Gnade und offene Bereitschaft zusammenwirken, um den « Minister Praedicationis » zu bilden. P. Leo Ettlin

Zibermayr Ignaz, St. Wolfgang am Abersee. Seine Legende und ihr Einfluß auf die österreichische Kunst. VIII und 136 S. Mit 6 Bildtafeln. 2. verbesserte Auflage. Horn, N. Oe. Verlag Ferd. Berger 1961.

Das gefällig ausgestattete Bändchen des ehemaligen Landesarchivs-Direktors von Linz geht in seinen Anfängen bereits auf das Jahr 1924 zurück, erschien in kurzem Auszug 1952 und erlebt in erweiterter Form eine Neuauflage. Es handelt sich hier indes nicht um das Leben des großen Glaubensboten und Kirchenfürsten, als vielmehr um seine Verehrung und ihren Einfluß auf das Kunstschaffen des mittelalterlichen Österreichs. Z. untersucht indes einleitend auch die historisch gesicherten Hauptetappen von Wolfgangs Wirken : Schwäbische Heimat, Reichenau, Einsiedeln, Ungarn, Regensburg unter dem Einfluß einer nachhaltigen Ordensreform.

Sein Hauptanliegen aber ist der Hinweis auf die Fürsorge des Heiligen für die Wiederbesiedlung der Gegend an der Erlaf und für das von ihm erneuerte, 748 erstmals bezeugte Kloster Mondsee ; denn ohne diese Voraussetzungen läßt sich die Legende vom Abersee nicht verstehen. Das Gebiet kam nämlich schon 833 an das Hochstift Regensburg und stand damit seit 972 unter der Herrschaft des Bischofs Wolfgang. Dieser flüchtete bald darauf in den Unruhen des Bürgerkrieges zwischen Otto II. und Heinrich dem Zänker nach dem sichergelegenen Mondsee. An diese geschichtliche Tatsache knüpft nun die Legende um den Heiligen und die Wallfahrt an, die seit 1306 verbürgt ist. Die Legende selbst läßt vier Hauptmomente erkennen : Wolfgang als Einsiedler in einer Höhle und als kirchenbauender Waldbruder in der Nähe von Salzburg, dann seine Lokalisierung in dem nach ihm benannten St. Wolfgangland am Abersee und am Falkenstein und, gewissermaßen als Schlußstein, das Motiv des Beilwurfes, mit dem er sich einen neuen Wohnsitz ausfindig machen wollte.

Für diese Legendenmotive sind nun die Attribute des Heilligen wichtig : Bischofsstab und Buch in Regensburg, Kirche und Wurfbeil bei Mondsee. Diese Symbole finden ihren Ausdruck vorab in der Kunst : in den Kirchenbauten von St. Wolfgang am Abersee und in Mondsee mit dem prachtvollen barocken Doppelaltar von Thomas Schwanthaler, resp. dem berühmten spätgotischen Altarwerk von Michael Pacher in dem kleinen Kefermarkt, bis heute die würdigsten Zeugen einer ausgeprägten Wolfgangverehrung.

Das interessante Thema ist methodisch gut und gründlich bearbeitet. Selbst der bekannte Dichter des « Nachsommer », Adalbert Stifter, wird als « Herold des Pacheraltares » gefeiert, der ihn 1853 wiederentdeckte und seine Restauration veranlaßte. Was man indes in mancher Hinsicht vermißt, ist die klare Übersichtlichkeit, schon in der ausführlichen Inhaltsangabe. G. HEER

P. Hildebrand Dussler OSB : Johann Michael Feneberg und die Allgäuer Erweckungsbewegung. Ein kirchengeschichtlicher Beitrag aus den Quellen zur Heimatkunde des Allgäus. XXXIII. Band der Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns. Selbstverlag des Vereins für bayerische Kirchengeschichte Nürnberg 1959, 267 S.

Die neupietistische Erweckungsbewegung, welche vom 17. bis zum 19. Jahrhundert weite protestantische Gebiete erfaßte – man denke an die Eglise libre und ihren bekanntesten Vertreter Alexandre Vinet – fand in Süddeutschland besonders im schwäbischen Allgäu auch in gewissen katholischen Kreisen Anklang. Mit dieser « Allgäuer Erweckungsbewegung » ist der Name Johann Michael Sailer verbunden. Sailer stand dieser neuen nach innen gerichteten Frömmigkeit sehr nahe, ohne freilich all ihre Einseitigkeiten und Auswüchse zu billigen.

Der Ettaler Benediktiner P. Bernhard Dussler zeichnet aus diesem Kreise wohl eine der anziehendsten und edelsten Gestalten, den Pfarrer von Seeg Johann Michael Feneberg (1751-1805). Freilich ist auch Feneberg wie sein Freund Sailer eher ein Mann der Mitte, doch steht er als amtierender Pfarrseelsorger und als zeitweiliger Prinzipal einiger extremer Elemente der Bewegung doch näher. Von ihm hat sein Neffe, der unruhige Johann Martin Boos, wichtige Anregungen erhalten ; Johann Gossner, der den Erweckungsgedanken bis nach Petersburg trug, amtete mit ihm zusammen, und auch der spätere Jugendschriftsteller Christoph von Schmid war sein Kaplan und eine zeitlang für die neue Richtung eingenommen.

Fenebergs Jugendzeit fällt in die Periode der Aufklärung. Als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, war Johann Michael bereits Kleriker dieses Ordens. Dieses Ereignis sollte für seine Entwicklung folgenschwer werden. Die Mittel zum Weiterstudium fehlten. Der Theologiestudent übernimmt in Regensburg eine Lehrstelle und bereitet sich privat auf die Priesterweihe vor. Dem Werkstudenten, der später sich in so vielseitige theologische Spekulationen und mystische Phänomene einlassen wird, konnte diese private Vorbereitung nicht alles bieten, was er einmal brauchen sollte.

Auch nach der Priesterweihe bleibt Feneberg zuerst dem Lehramt treu. Zusammen mit dem andern Ex-Jesuiten Johann Michael Sailer läßt er sich am Gymnasium in Dillingen anstellen. Von da an wird die beiden eine edle Lebensfreundschaft verbinden, und Sailer wird später zu Fenebergs Gedenken die erste pietätvolle Biographie schreiben. In Dillingen erleben die beiden Freunde die ersten Konflikte, die schließlich zur Absetzung dieser « fortschrittlichen Lehrer » führen. Eine reaktionäre Richtung hatte Fenebergs Schulplan, der die Realien und den muttersprachlichen Unterricht auf

Kosten des Latein durchzusetzen suchte, zusammen mit ihrem Urheber zu Fall gebracht.

Die längste und wertvollste Zeit seines Lebens schenkt Feneberg in vorbildlicher Seelsorgsarbeit der weitverzweigten Pfarrei Seeg im Allgäu. Hier wirkt er ganz im Sinne der Erweckungsbewegung. Entgegen dem aufklärerischen, veräußerlichten Moralismus wird auf die Verinnerlichung des religiösen Lebens (« Christus in uns ») besonders Gewicht gelegt. Im Vergleich zur Erlösungstat Christi spielen die guten Werke des Menschen eine untergeordnete Rolle. In manchen Äußerungen kommen solche Ideen dem lutherischen Fiduzialglauben sehr nahe. Auch die Heiligenverehrung tritt bei der totalen Christozentrik ganz zurück. Bedenklich sieht der Separatismus aus, den die kleine, auserwählte Herde des Evangeliums (die Ecclesiola in der Ecclesia) pflegt. In vielen Äußerungen geht die Bewegung ganz eigenartige Wege, etwa da, wo Priester erweckten Bauernmägden (man nannte sie « Gebärmütter », weil auf ihre Anregung im Herzen des andern der Heiland geboren wird) ihr Gewissen eröffnen. Wir begreifen, daß solche Tendenzen und Auswüchse nicht ohne Widerspruch bleiben konnten und daß die kirchlichen Behörden eingreifen mußten. Leider geschah dies nicht immer mit Diskretion und christlicher Liebe. Menschliches und Allzumenschliches spielte auch da mit. Die Sympathien des Verfassers liegen deutlich bei den Verfolgten, zum Teil wohl mit Recht, anderseits darf man wohl die Gefahren einer Bewegung mit so viel « frommem Wildwuchs » nicht übersehen. Wenn auch Feneberg selber nicht alle Absonderlichkeiten mitmachte, seine melancholisch-sentimentale Veranlagung ließ auch ihn zu manch überschwenglicher Äußerung hinreißen, und das Schrifttum, das er las und pflegte, war nach damaligen Begriffen zum mindesten sehr verdächtig und gefährlich.

Pater Dussler hat mit ungeheurem Fleiß für diese Monographie Quellen zusammengetragen. Ob er bei der Gliederung seines Werkes nicht besser getan hätte, die vielen Einzelheiten über erweckte Personen und Ortschaften in die Biographie hineinzuarbeiten, statt sie in etwas zerrissener, zusammenhangloser Art einzeln zu bieten ? Auch sprachlich wünschte man hin und wieder etwas mehr Klarheit und Sorgfalt. Trotzdem ist diese Biographie gerade wegen der reichen Dokumentation ein wertvoller Beitrag zur süddeutschen Kirchen- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.

P. Leo Ettlin OSB

Fritz Glauser : Der Kanton Solothurn und die Badener Artikel (1834/35). Diss. phil. Freiburg (Schweiz). Solothurn, Buchdr. Gassmann AG., 1960. 234 S. SA. aus : Jahrbuch f. Solothurn. Geschichte, Bd. 33 und 34 (1960/61).

In der schweizerischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts kommt der Badener Konferenz von 1834 eine entscheidende Bedeutung zu : in ihr manifestierte sich der Wille der liberalen Kantone des Siebnerkonkordates, durch vereintes Handeln und einhellige Beschlüsse das Staatskirchentum auf nationaler Ebene durchzusetzen. Aber bei der Durchführung der Badener Artikel in den einzelnen Kantonen kam der tiefe Gegensatz zwischen den staatskirchlich gesinnten liberalen Regierungen und dem zwar demokrati-

schen, aber kirchentreuen Landvolk zum offenen Ausbruch und führte zu einer konservativen Reaktion. Die vorliegende Arbeit möchte die Stellungnahme Solothurns an den staatskirchlichen Konferenzen von Solothurn, Baden und Luzern und die Durchführung der Badener Artikel im Kanton Solothurn darlegen.

Der erste Teil wendet sich dem Verlauf der staatskirchlichen Konferenzen und deren Resultat zu. Schon in den Verhandlungen der Basler Diözesankonferenz vom Herbst 1830 in Solothurn wurden staatskirchliche Forderungen laut: Handhabung des landesherrlichen Plazets, Errichtung eines schweizerischen Erzbistums, Verminderung der Feier- und Festtage, etc. Solothurn zeigte sich schon an dieser Konferenz zurückhaltend: es legte Wert auf gutes Einvernehmen mit der Geistlichkeit und wies auf die Beachtung der im Volke herrschenden Ansichten hin. Zeichnete sich diese Diözesankonferenz noch durch Kontaktnahme der staatlichen mit den kirchlichen Obern aus, so führten in den folgenden Jahren die liberalen Umwälzungen in den regenerierten Kantonen zu einer Verstärkung der staatskirchlichen Tendenzen. An der von Eduard Pfyffer auf Anregung liberaler Geistlicher einberufenen Badener Konferenz legte die Solothurner Regierung wiederum eine gemäßigte Haltung an den Tag: in ihrer Instruktion kamen ihre Zurückhaltung gegenüber den staatskirchlichen Tendenzen und vor allem ihre Verwahrung gegen ein schweizerisches Erzbistum zur Geltung. Gl. bringt die Verhandlungen über die einzelnen Konferenzartikel eingehend zur Sprache und macht auch die Zentralisationstendenzen geltend. Eine stärkere Herausarbeitung der den Badener Artikeln zugrundeliegenden Prinzipien: Verstaatlichung und Nationalisierung, Demokratisierung und Laizisierung der Kirche wäre hier wünschenswert gewesen.

Doch bei der Durchführung der Artikel in den beteiligten Kantonen stießen die Regierungen auf Widerstände, deren Träger vor allem die katholischen Vereine und die Schweizerische Kirchenzeitung waren. Nach der Ablehnung der Artikel durch den Bischof und den Nuntius regte Luzern als katholischer Vorort eine neue Konferenz unter den Badener Konferenzständen an, die im Herbst 1835 in Luzern stattfand. Diese stellte vor allem Ausführungsvorschläge zu den Badener Artikeln auf und bildete einen einzigen Widerspruch gegen die Kirche und ihr Oberhaupt. Wieder zeigte sich die Solothurner Gesandtschaft zurückhaltend. Die Durchführung jener Badener Artikel, die ein gemeinsames Vorgehen aller Konferenzstände erforderten, scheiterte.

Im zweiten Teil wendet sich Gl. der Durchführung der Artikel im Kanton Solothurn zu. Zunächst schildert er die Ausgangslage in den Jahren 1831 bis 1833, also nach dem Durchbruch der liberalen Bewegung: diese vollzog auch eine Scheidung unter der Geistlichkeit nach ihrer sozialen Stellung; waren die untergeordneten Geistlichen eher liberal, so erwiesen sich die Pfarrer kirchentreu. Die finanziellen Begehrlichkeiten der Liberalen gegenüber dem Kirchengut weckten bei den kirchlich Gesinnten Besorgnisse, und die Einsetzung liberaler Geistlicher im Schulwesen führte zur Gründung eines Katholischen Vereins, der rasch an Mitgliedern gewann, und in dem die konservativen Landdemokraten den Ton angaben. Doch fehlte es diesem

Verein an fähigen Führern. Da sich in den ersten Dreißiger-Jahren keine großen kirchenpolitischen Probleme stellten, herrschte um die Jahreswende 1833/34 verhältnismäßig Ruhe. Die liberale Stellung war gefestigt, was der Regierung erlaubte, sich an der Badener Konferenz zu beteiligen. – Kurz nach dieser Konferenz fanden im Kanton Solothurn die direkten Wahlen in den Großen Rat statt, die zugunsten der Liberalen verliefen. Verfechter der Badener Artikel zogen nun in diese Behörde ein. Solothurn wandte sich zwar gegen die Errichtung eines schweizerischen Metropolitanverbandes, aber dennoch begann es, einzelne Artikel einzuführen.

Der im Mai 1834 einsetzende Dompropstwahlstreit brachte die rein staatskirchlichen Tendenzen zum Durchbruch. Zum Dompropst wurde Professor Anton Kaiser gewählt, Präfekt an der höheren Lehranstalt, der, entgegen der Tradition, nicht dem Kapitel angehörte. Die Regierung überging damit ein altes Gewohnheitsrecht, was zu einem Gegensatz zwischen ihr einerseits und der Stadt und den kirchlichen Behörden anderseits führte. Fortan wurden im Schuldienst angestellte Geistliche ins Domkapitel gewählt, und auch die Pfarr- und Kaplaneikollaturen behielt der Staat in seinen Händen. Überdies führte nun die Regierung eine staatliche Prüfung in zwei Teilen für die Welt- und Ordensgeistlichkeit ein, was beim Abt von Mariastein Besorgnisse erregte, da auch die Novizen das erste der beiden Staatsexamen ablegen mußten. Doch die Regierung zögerte nicht mit dem Vollzug der beiden diesbezüglichen Gesetze, von denen sich das erste indirekt als Verbot der Novizenaufnahme in Mariastein auswirkte. – Überdies arbeitete die Regierung Ende 1835 zwei Gesetzesvorschläge aus, die die staatliche Oberaufsicht in Kirchensachen fest verankern sollte : mit dem Plazetgesetz sollte die Geistlichkeit beaufsichtigt werden, während der zweite Gesetzesvorschlag im Hinblick auf die Errichtung eines Metropolitanverbandes die Ausarbeitung einer erzbischöflichen Pragmatik vorsah und die Führung der Konferenzgeschäfte Luzern als katholischem Vorort übertrug.

Die katholische Abwehr gegen diese staatskirchliche Politik war von drei Gruppen getragen : streng kirchlichen Geistlichen, der konservativen Stadtgruppe im Großen Rat und dem demokratischen Landvolk. Vor allem das Kapitel Buchsgau wandte sich nun an den Bischof, der aber schwieg, um das gute Einvernehmen mit der Regierung zu wahren. Als im Dezember 1835 im Großen Rat über die Badener Artikel verhandelt wurde, fiel deren Mehrheit in Anbetracht der entschlossenen Opposition des Volkes um und stimmte gegen die Regierung : die Badener Artikel und das Plazet wurden verworfen, und dadurch scheiterte auch eine Vereinheitlichung des Staatskirchenrechts auf schweizerischer Ebene.

Dennoch verharrte der Große Rat auf dem bisher erreichten Stand des Staatskirchentums. Um das Volk abzulenken, rollte die Regierung erneut die Frage der Zehnt- und Bodenzinsablösung auf, was den Widerstand der Geistlichkeit hervorrief. Das Landvolk befürwortete zwar die Zehntablösung, doch konnten die Liberalen den Einfluß der Geistlichen auf das Volk nicht brechen.

Wie Gl. abschließend betont, erfuhr im Kanton Solothurn von 1833 bis 1836 das Staatskirchentum unter außerkantonalem Einfluß eine tiefgreifende

Veränderung. Wenn auch die Badener Artikel schließlich abgelehnt wurden, so blieben doch die Prüfungsgesetze für die Geistlichen bestehen, und der Staat schritt überdies zur Inventarisation des Vermögens aller Klöster und Stifte. Vor allem in den Jahren 1834 und 1835 vollzog sich eine Festigung des absoluten Staatskirchentums als Folge der Badener Konferenz, aber in gemäßigterer Form als im Kanton Luzern oder im Aargau.

Glausers Studie stellt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des liberalen Katholizismus im 19. Jahrhundert dar: beschränkt sich Gl. einerseits auf den Kanton Solothurn, so arbeitet er doch den Einfluß der Badener Konferenz und der daran anschließenden Entwicklungen in den Kantonen Luzern und Aargau auf die solothurnische Kirchenpolitik heraus, wobei er jedoch wiederum die Unterschiede bei der Durchführung der Badener Artikel in diesen Kantonen gebührend hervorhebt. HELLMUT GUTZWILLER

E. F. J. Müller-Büchi: Die alte « Schwyzer-Zeitung » 1848-1866. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Katholizismus und der konservativen Presse im Bundesstaat von 1848. Segesser-Studien, Heft 1 Universitätsverlag, Freiburg/Schweiz, 1962, 119 S.

Vertieft man sich in die gängigen Werke der Schweizergeschichte, so darf es nicht verwundern, daß die Sieger von 1847 auch in den Darstellungen der ersten Jahrzehnte des Bundesstaates von 1848 uneingeschränkt dominieren. Eingehend wird man orientiert über die Früchte der endlich gewonnenen Einheit, etwa im Münz- und Zollwesen, über die weitblickenden Eisenbahnbestrebungen, über die wichtigen außenpolitischen Verwicklungen des Bundes usw. Von den Besiegten jedoch vernimmt man sehr wenig bis nichts. Darüber sich aufzuhalten, wäre jedoch müßig. Denn es ist Aufgabe und Pflicht der Katholiken selber, die notwendigen Ergänzungen zu erarbeiten, um dieses Geschichtsbild ins gehörige Gleichgewicht zu bringen und es abzurunden.

Für diese Aufgabe, die erst noch bewältigt werden muß, ist die vorliegende Studie, deren Kapitel I-V 1960 in dieser Zeitschrift erschienen, als grundlegend zu bezeichnen. An Hand der Entwicklung und der Schicksale der alten « Schwyzer Zeitung » werden politische Ideen, Strömungen und daraus sich ergebende Kämpfe innerhalb der konservativen Richtung sichtbar. Damit wird auch die außerordentlich große Bedeutung des zeitgenössischen Pressewesens plastisch aufgezeigt, das über die Tagesberichterstattung hinaus zum Vermittler zeitbedingter Ideen wurde und auch selbst Gegenstand vielfacher Umkämpfung war.

In zehn Kapiteln wird nun die Geschichte einer Zeitung vorgelegt, welche Ausgangspunkt zur Charakterisierung einer ganzen Reihe von katholischen Politikern ist. Ereignisse werden beleuchtet, die anderwärts kaum erwähnt sind, deren Bedeutung aber hier in das rechte Licht gerückt wird.

Getragen wurde die « Schwyzer Zeitung » in seiner ersten Periode (1848-1860) von den jugendlichen Mitgliedern des noch nicht zehn Jahre alten Schweizerischen Studentenvereins, damals auch « Schwyzerverein » genannt. Schwyz war als Heimat einer konservativen Zeitung in der unmittelbaren Folgezeit des Krieges gegeben, war es doch dieser Kanton, der nach 1848

unter Landammann Nazar von Reding-Biberegg als erster der Unterlegenen wieder zu eigener politischer Geltung gelangte. Unter der Aegide von Redings und des weitsichtigen Verlegers Ambros Eberle konnten die jungen Konservativen, enthusiastisch wie sie waren, in kurzer Zeit das « Schwyzer Volksblatt » zur Tageszeitung ausbauen (ab 1. Juli 1848), das seit dem 1. Juli 1849 als « Schwyzer Zeitung » erschien. Der « Schwyzerverein » bot mit seinen Mitgliedern aus allen Teilen der Schweiz ein günstiges und geeignetes Reservoir für allseitige Berichterstattung. Josef Gmür etwa, im Studentenverein als « Papa Gmür » bekannt, war ihr fähigster Kopf, und er erhält hier eine Profilierung, die seiner Persönlichkeit gerecht wird. Vielfach waren die Bemühungen Gmürs und seiner Gesinnungsgenossen um eine politische Verbindung mit gleichgesinnten Protestanten, was leider nicht zum gewünschten Erfolg führte (Kapitel I). Unbeschwert von der Vergangenheit suchten die jungen Konservativen um die « Schwyzer Zeitung » den Anschluß an den Bundesstaat von 1848. Das führte zu grundsätzlichen und bedeutungsvollen Auseinandersetzungen mit der altschweizerischen Elite, wie Philipp Anton von Segesser, die sich mit den neuen politischen Zuständen nur sehr langsam und unter großem inneren Ringen abfinden konnte (II). Diese tiefgreifenden Gegensätze ergaben notgedrungen schwere Krisen innerhalb der Konservativen, wie etwa die Luzerner Parteikrise von 1857/60 (III). Wichtig ist deshalb die nun folgende Darlegung der geistigen Grundhaltung der Leute um die « Schwyzer Zeitung », unter denen ein für das katholische Lager « neuer, sozialgeschichtlich bedeutsamer Politiker-Typus » hervortrat (IV.) Diese neue Führungsschicht innerhalb des schweizerischen Katholizismus baute auf dem reinen Leistungsprinzip auf und strebte nach Prominenz. Der Innerschweizer Liberalismus stammt vor allem wohl daher. Am Beispiel des Luzerners Jost Weber, der zur Befriedigung seines Erfolgsstrebens in den Sechzigerjahren unaufhaltsam in den Liberalismus hinüberrutschte, wird das sehr instruktiv aufgezeigt (V). Gegen Ende der Fünfzigerjahre wurden schließlich die Gegensätze zwischen alten und jungen Konservativen so groß, daß Nazar von Reding 1860 den Jungen die « Schwyzer Zeitung » entzog (VI). Diese gründeten nun in Luzern mit der « Schweizer Zeitung » ein eigenes Unternehmen. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten wuchsen ihnen aber derart über den Kopf hinaus, daß sie ihre Neugründung schon 1863 wieder aufgeben mußten. Vergeblich suchten sie ständig Auswege aus der haltlos gewordenen Situation, bis sie sich schließlich der protestantisch-konservativen « Eidgenössischen Zeitung » in Bern anschlossen, deren Tage jedoch auch bereits gezählt waren (VII). Die alte « Schwyzer Zeitung » aber gelangte nun in die Hände der Altkonservativen und bekundete so das allmähliche Wiedererwachen des politischen Selbstbewußtseins der Urschweiz (VIII). Die Bedeutung des Blattes lag nun insbesondere in der Mitarbeit Segessers. Er, mit dem sich die vorangehenden Kapitel immer wieder auseinanderzusetzen hatten, tritt nun in den Mittelpunkt der Darstellung (IX). Denn mit ihm stand und fiel die Zeitung. Ende 1865 kam es wegen der Frage der Gotthardbahn zum Bruch zwischen Segesser und der « Schwyzer Zeitung », worauf auch deren Mentor, Nazar von Reding, sich kurz vor seinem Tode von ihr lossagte. Das bedeutete das Ende dieses Blattes, zugleich aber auch das Ende der schweizerischen

konservativen Tagespresse von Bedeutung, die in diesen Jahren von einer schweren inneren Krise erschüttert wurde (X).

Was wir hier in trockenen Worten übersichtsweise wiedergeben, ist in Ms. Studie lebendig und interessant dargestellt. Unermüdliche, jahrelange Arbeit steckt dahinter und infolgedessen eine ungemein große Einsicht in die zeitgenössischen Probleme, die sich M. aus einer umfassenden Quellenforschung erworben hat. Anzumerken wäre höchstens, daß es im Interesse kommender Forschungen wäre, wenn der Standort der benutzten Briefwechsel angegeben würde. Begrüßenswert hingegen ist der der Arbeit beigegebene « Nachweis biographischer Materialien », der an die Stelle eines Personenregisters tritt und offenbar bewußt Anregung für künftige Spezialuntersuchungen bieten will.

Man darf füglich gespannt sein auf die kommenden Publikationen Ms. zu dieser wichtigen Epoche der neueren eidgenössischen Geschichte, die nicht nur im Rahmen der « Segesser Studien », sondern auch in den Fußnoten immer wieder angekündigt werden. Es ist nur zu hoffen, daß diese Arbeiten bald im Druck vorliegen werden – im Interesse eines allseitig ausgewogenen Geschichtsbildes.

FRITZ GLAUSER

Erwin Poeschel : Die Familie von Castelberg. Aarau, Verlag H. R. Sauerländer & Co, 1959. 567 S., 36 Tafeln, 3 Stammtafeln.

Graubünden ist zwar keineswegs arm an bedeutenden Geschlechtern. Trotzdem gibt es nur wenige wissenschaftliche Darstellungen der Geschichte einzelner Familien. Dankbar erinnert man sich der Forschungen des Benediktiners P. Nikolaus v. Salis oder auch der Chronik der Familie v. Planta. Umso erfreulicher ist es daher, daß einer der besten Kenner der verwickelten und weitläufigen Bündner Geschichte diese Aufgabe für ein ansehnliches Geschlecht so erschöpfend und vorzüglich löst.

Leider fehlen uns für die Bündner Geschichte des Mittelalters erzählende Quellen. Desto bewundernswerter ist die methodische Sicherheit, mit welcher P. die Anfänge und die Verzweigung der Sippe bloßlegt, sei es, daß er als gründlicher Kenner die Burgen- und Namenkunde, aber auch Wappen und Siegel heranzieht, um die Zusammenhänge im Mittelalter zu entwirren. So gelingt ihm der Nachweis, in behutsamer Quellenkritik, daß das Geschlecht der Castelberg identisch ist mit jenen seit Mitte des 13. Jahrh. öfters erwähnten altfreien Grundherren von Übercastel, die mit den Herren von Löwenstein Wappengemeinschaft besaßen und ihren Sitz in der gleichnamigen Burg im Lugnez hatten. Was P. sonst noch über die Verbreitung der Familie und ihren Besitz in- und außerhalb des Landes darlegt, ist stets sorgfältig aus den Quellen belegt.

Der weit überwiegende Teil des Buches ist der Geschichte der Castelberg in Disentis gewidmet. Begründet wird dieser Zweig durch den um die Mitte des 16. Jahrh. nach Disentis gezogenen Hans Christian, den Vater des Abtes Christian. Zu den Gliedern des Ilanzer Zweiges gehört wohl als bekannteste Persönlichkeit Balthasar, 1786-1825 reformierter Pfarrer von Ilanz und Dekan, dessen Übertritt zum Katholizismus s. Zt. Aufsehen erregte. P. würdigt ihn sachlich. Er besaß Beziehungen zu den Herrenhutern und bewies im

Kalenderstreit großen persönlichen Mut. Wie schwer fiel es, eine berechtigte Neuerung durchzusetzen, einzig weil sie – allerdings nicht « ex kathedra » verkündet, wie P. sagt (86) – vom Papst ausging ! Es fehlt auch sonst nicht an bemerkenswerten Einzelheiten. Bei der Taufe der Tochter eines Hauptmanns wurden 1767 erstmals nur 2 Taufzeugen gebeten, während sonst 5 oder mehr Paten üblich waren (74), 1656 traute ein katholischer Geistlicher ein reformiertes Paar, die Braut zählte nur 10, der Bräutigam nicht mehr als 16 Jahre (100). Es mag dahin gestellt bleiben, ob P. in diesem Fall den Vorgang in allem richtig erklärt. Schließlich sei noch der bekannte Täufer Andreas Castelberger erwähnt. P. betont, daß die Namensformen Castelberg und Castelberger neben einander gebräuchlich waren (106).

In der Schilderung der Geschicke der Disentiser Castelberg entsteht bald ein reiches, in satten Farben gezeichnetes Bild. Alles verknüpft sich aufs engste, was irgendwie für den Aufstieg eines Geschlechtes Voraussetzung sein mochte : militärischer Dienst in der Fremde, wirtschaftlicher Aufstieg, vor allem aber Bewährung im politischen Getriebe der Heimat dank einer aus Bildung und Anschauung wechselvollen Lebens erwachsenen Erfahrung und endlich, in Verknüpfung der singulären Gegebenheiten des Landes, gegenseitiger Rückhalt politischer und kirchlicher Autorität, diese repräsentiert durch die Abtei Disentis. Nicht nur standen drei Äbte aus dieser Familie an der Spitze des Stiftes, während ein vierter, Abt Adalbert II., nahe verwandt war, sondern jeder von ihnen hatte, zu verschiedenen Zeiten, beinahe ununterbrochen einen nahen Verwandten im höchsten politischen Amte des Bundes zu seiner Seite.

Bekannt ist Abt Christian († 1584) aus seinen Begegnungen mit dem hl. Karl Borromeo, der ihn über die Reformfragen berät, ohne daß es freilich zu allseitiger Durchführung der Postulate zu kommen vermochte. Den Besuch des hl. Karl in Disentis schildert P. ebenso anziehend wie er die Reise und den Empfang der Gesandtschaft nach Paris zur Beschwörung des Bündnisses von 1582, der auch Ritter Sebastian († 1597) angehörte, in glanzvollen Bildern festhält. Da Abt Christian vom Disentiser Rat in sein Amt eingesetzt wurde, erörtert P. das Problem der Freiheit der Abtwahl. Was er darüber ausführt, kann insofern ergänzt werden, als der Schreiber des Bundes im Juli 1528, nach dem Tode des Abtes Andreas de Falera, das Domkapitel in Chur hatte ersuchen lassen, einen Domherrn nach Disentis zu entsenden, der gemeinsam mit den Richtern der Gemeinde die Wahl durchführen sollte, allerdings ohne jedes rechtliche Präjudiz. Das Domkapitel entbot schließlich, nach anfänglicher Weigerung, den Dekan zur Leitung der Wahl, mit dem Auftrag, ihren kanonischen Charakter zu wahren. Das zeigt u. E., daß manche Vorgänge aus damals nicht seltenen Verlegenheitssituationen zu erklären sind (vgl. Zs. f. schweiz. Gesch. 42, 1942, 58 f.). Übrigens gelang es 1948, das Epitaph dieses Abtes aus Fragmenten glücklich wiederherzustellen.

Ritter Sebastian, der jüngere Bruder Abt Christians, war im politischen Leben eine bedeutende Erscheinung, der nicht nur, wie später noch manche Glieder der Familie, wiederholt Landrichter war, sondern auch in zahlreichen diplomatischen Missionen hervortrat. Er galt auch Nuntius Bonhomini als führender Kopf des Bundes (s. Nuntiaturber. II, 275).

Ganz anders geartet war die Persönlichkeit Abt Sebastians († 1634). Hier verdient die Darstellung die besondere Beachtung des Kirchenhistorikers. Schon die Tatsache, daß die Mutter des Abtes, Barbara v. Planta, Protestantin war, ist bemerkenswert. Die ganze Tragik jedoch dieses Kirchenfürsten, dessen Ende P. in wahrhaft ergreifenden Worten erzählt, ruft manchen grundsätzlichen Überlegungen. In der ganzen Charakteristik des Abtes schimmert nun doch deutlich, wenn auch in fein abgetönten Wendungen, die Neigung Ps. durch, dem Unglücklichen das größtmögliche Verständnis entgegenzubringen. Nicht nur daß P. die ungewöhnlich schwierigen Zeiten der sogen. Bündner Wirren zur Erklärung der ungünstigen Entwicklung der Regierung des Abtes heranzieht, sondern er kehrt auch, manchmal nicht ohne Schärfe, die harte kompromißlose Haltung der kirchlichen Reformer hervor. Und gewiß hat P. nicht in allem Unrecht, besonders weil wir zu sehr geneigt sind, die Schwächen der Reformbewegung zu übersehen. Die Zeitverhältnisse sind ohne Zweifel zu beachten, Härte und Rücksichtslosigkeit im menschlichen Bereich lassen sich bei manchen Vertretern der Reform nicht verkennen, Spannungen zwischen fremden und einheimischen Konventualen, die beim Volk oft mehr Verständnis fanden, erscheinen in Klöstern nicht selten als typisch. Doch scheint uns, daß man die sittliche Haltung des Abtes nicht mit der allgemeinen lässigen Denkweise jener Zeit begreiflich machen darf (P. 213 f.), weil der mit einer verheirateten Frau gepflogene intime Verkehr weit schwerer wog als ein gewöhnliches Konkubinat (vgl. diese Zs. 54, 1960, 316 f.).

Eine erfolgreichere Persönlichkeit war der Neffe des Abtes, Conradin d j. Er wurde siebenmal zum Landrichter gewählt, spielte eine hervorstechende Rolle in der überaus wechselvollen Politik seiner Zeit und erwarb sich das Verdienst, endlich die Pazifikation zwischen der Gerichtsgemeinde Disentis und der Abtei herbeigeführt zu haben, die u. a. auch die freie Abtwahl sicherstellte. Das ist kein Zufall ; denn nun hatte die innere Lage des Konvents sich zum Besseren gewendet.

Wieviel wäre noch der Erwähnung wert ! Die Reihe der eigenartigen und bedeutenden Gestalten ist noch lange nicht zu Ende. Da ist Abt Marianus, der sich in den bekannten, langwierigen Zentenprozeß verstrickt sah, da ist aber auch die merkwürdige Figur des zuerst in Frankreich als Seelsorger tätigen Geistlichen Johannes, der sich einbürgern ließ, dann aber nach der Heimat zurückkehrte und nach wiederholten vergeblichen Bewerbungen endlich das ersehnte Kanonikat erhielt.

Der reiche Inhalt des Bandes ist damit nur schwach angedeutet. Auch der Erforscher der fremden Kriegsdienste findet hier sehr viel Belehrendes. Es sind besondere Vorzüge des Buches, daß P. stets von hoher Warte aus und vornehm urteilt, daß er sich erneut als ein feinsinniger Deuter der Kunstdenkmäler erweist und schließlich eine wirklich eindrucksvolle Darstellung auf einem umfassenden, selbt in entlegeneren Archiven geschöpften Material aufzubauen verstand. Die Gewissenhaftigkeit dieses Historikers bezeugen der Bilderteil, namentlich aber die Stammlisten, die drei Stammtafeln sowie die verschiedenen, von Leo Schmid erstellten Register. OSKAR VASELLA

Heim Walter: Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe an Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. 142 S. Band 40 der Schriften der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. Basel, G. Krebs 1961.

Der etwas ungewohnte Titel dieser gründlichen Zürcher Dissertation mag auf den ersten Blick überraschen, wird aber verständlicher, wenn man ihn als schriftliche Devotion, als schreibend vollzogenes Gebet oder noch allgemeiner als Volksgraphologie umschreibt. Diese Art der Verehrung und Fürbitte ist gegenüber den bisherigen bildlichen Votiven nicht erst neuesten Datums, fand aber trotz ihrer weiten Verbreitung bis vor wenigen Jahren in der Literatur kaum Beachtung, bis sich die Volkskunde um sie annahm.

Heim hat sich schon mehrfach mit dieser Art des Brauchtums erfaßt. Was er in diesem Band als Frucht einläßlicher Kleinarbeit vorlegt, bezieht sich auf die Briefe, die seit Jahren am Grabe der Mitbegründerin und ersten Generaloberin der Schwestern vom Hl. Kreuz in Ingenbohl niedergelegt wurden, vor allem seit der Eröffnung des Seligsprechungsprozesses 1931, und noch mehr ihrer Übertragung in die Franziskuskapelle des Klosters 1938. H. fand denn auch eine überaus günstige Quellenlage vor, da diese Grabbriefe bald einmal sorgfältig gesammelt wurden, aber bisher noch keinen Bearbeiter gefunden hatten. Wenn nun Heim an diese Aufgabe herantrat, so war er als Sekretär des Seligsprechungsprozesses dafür denkbar gut vorbereitet.

Nach einer instruktiven Einführung in Eigenart und Verbreitung der schriftlichen Devotion im allgemeinen, welche die meisten europäischen Länder und selbst überseeische Wallfahrtsorte erfaßt hat, geht er auf den Briefbestand in Ingenbohl ein. Weist er auch für die ersten Jahre verschiedene Lücken auf, so beträgt er doch für die Jahre 1939-1953 nicht weniger als 5057 Briefe, deren Zahl sich seither bedeutend erhöht hat. Anhand dieses Materials wird nun die Entwicklung dieser Verehrung zeitlich und räumlich mit aller wünschbaren Einläßlichkeit verfolgt. Wir erfahren Näheres über die Träger, die Wege und die Motive der Verbreitung. Vielsagend sind die Notizen über die Briefschreiber nach Alter, Geschlecht, Beruf, Konfession, wobei auch Protestanten nicht fehlen. Nicht weniger aufschlußreich sind die Angaben über die äußere, die sprachliche und formelle Gestaltung der Briefe und ihren Stil, über ihren Inhalt, je nachdem sie Bitten oder Danksagungen enthalten. Geradezu köstlich sind z. T. die Äußerungen, wenn frühere Bitten keine Erhörung fanden. Von besonderem Wert sind naturgemäß die Anliegen, die in diesen Briefen vorgebracht werden, die gegenüber der frühern Votivpraxis viel umfassender sind, und die sozusagen das ganze soziale und wirtschaftliche Leben der Bittsteller erfassen. So fehlen neben religiösen und gesundheitlichen Anliegen auch solche um Lotterie und Sport-Toto nicht, in kleinerm Ausmaß selbst Bitten um Autos oder Motorräder.

Vor allem wird man sich fragen, warum diese Anliegen schriftlich abgefaßt und auf dem Grab der Mutter Theresia gelegt wurden. Diese Briefe wollen eben zum großen Teil als Gebet gewertet werden, wobei der schriftlichen Fassung offensichtlich eine größere Wirkkraft zugeschrieben, gleichzeitig aber auch die Möglichkeit zu seelischer Aussprache gesucht wird. Die

Niederlegung am Grabe deutet H. mit Recht als Gebetsgebärde, aber auch als Ausdruck des Vertrauens und einer gewissen Garantie der Hilfe. Dagegen kann er eine an sich denkbare magisch-zauberhafte Auffassung einer automatischen Wirkung der Briefe in Ingenbohl nicht feststellen, wohl aber gelegentlich ein dankbares Bekenntnis zu Mutter Theresia, das durch das Niederlegen an ihrem Grabe zum Ausdruck kommt. Schließlich ergibt eine nähere Untersuchung auch das Resultat, daß diese Briefe zwar zeitbedingte, aber doch wieder traditions- und gemeinschaftsgebundene Zeugnisse darstellen, nicht zur Massenliteratur gehören und mit ihrem Gebetscharakter als Äußerungen der religiösen Volkskultur im besten Sinne zu gelten haben.

Der *Anhang* gibt eine Reihe von Tabellen über den Gesamtbestand der Briefe von 1939, über ihre Herkunftsorte, besonders ausführlich über die darin enthaltenen Anliegen, dazu fünf Karten, welche diese Angaben auch für das Auge verdeutlichen. Das Ganze stellt als das Werk eines Theologen und Volkskundlers in der Fülle des verarbeiteten Stoffes und dem weitschichtigen Ertrag der bis ins Kleinste gehenden Untersuchungen eine überaus begrüßenswerte Leistung dar, die der Religionsgeschichte, wie der R.-Psychologie und -Soziologie, nicht zuletzt aber dem Volksseelsorger dienen will, der in dem Buch manchen Fingerzeig für seine Praxis finden wird.

P. GALL HEER

Erich Schmit-Volkmar : Der Kulturkampf in Deutschland 1871-1890. Musterschmidt-Verlag Göttingen 1962.

Dieses Buch hat eine Vorgeschichte. 1942 erschienen, verfaßt von Erich Schmidt, damals Mitglied des nationalsozialistischen « Reichsinstitutes für Geschichte des neuen Deutschlands » und im Vorwort datiert aus der « nationalpolitischen Erziehungsanstalt Rufach (Elsaß) » der 1. Teil eines Werkes, betitelt : « Bismarcks Kampf mit dem politischen Katholizismus ». Es gelangte darin « Pius der IX. und die Zeit der Rüstung 1848-1870 » zur Behandlung. Der jetzt zur Besprechung vorliegende Band ist – ohne daß dies in Titel oder Vorwort zum Ausdruck kommt oder auch nur angedeutet wird – der 2. Teil und die Fortsetzung eines Werkes der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung.

Dieser immerhin merkwürdige Zusammenhang soll nicht davon abhalten, dem neuen Bande angemessene Beachtung zu schenken. Sein Gegenstand ist, in acht Kapitel gegliedert, eine breite Schilderung der Kulturkampfereignisse in Deutschland zwischen 1871 und 1890, der Ursachen, des Verlaufes und besonders auch der Beilegung durch die Diplomatie Leos XIII. und Bismarcks. Die politische Tendenz, die den Vorläufer herabwürdigte, kommt hier weniger zum Ausdruck, wenn auch « der politische Katholizismus » nach wie vor offensichtlich der visierte (politische) Gegner bleibt. Der Verfasser stützt seine neue Darstellung (wie übrigens auch schon jene im 1. Bande) auf ein « umfassendes und breit gelagertes Quellenmaterial » vornehmlich preußischer Herkunft, aber auch aus den Archiven von Wien, München, Marburg und Karlsruhe. Es wird in der Tat viel interessantes Neues mitgeteilt, welches die Kampfesweise aber auch die Diplomatie Bismarcks, die Lage und die Haltung der Kurie unter Pius IX., die geschickte

Friedenspolitik Leo XIII. und nicht zuletzt auch soziologische Zusammenhänge und Entwicklungen im sog. politischen Katholizismus beleuchtet. Bisher wenig bekannte Einzelheiten werden erhellt und manche handelnde Persönlichkeiten, nicht zuletzt auch solche an der röm. Kurie, werden schärfer als man sie bisher sah charakterisiert. Für die unzweifelhaft vorhandenen Zusammenhänge zwischen dem Kulturkampf in Deutschland und jenem in der Schweiz – Bismarck selber forderte 1875 für Belgien eine Verfassungsänderung « nach dem Vorbilde der Schweiz » – fällt wenig ab ; die Rolle des Berner « Bund » im Kampfe gegen die Jesuiten in Bayern wird nur gestreift und Bluntschli erscheint einzig in seinem Heidelberger Auftreten eines Freimaurer-Vorkämpfer des deutschen Protestantenvereins. Dagegen wird Heinrich Gelzers Vermittlungstätigkeit nach dem Tode Pius IX., die damals auch in der Schweiz von den Basler Freunden sehr beachtet und aufmerksam verfolgt wurde, ausführlicher dargestellt. Manchmal findet sich freilich auch Diplomatenklatsch ; so wenn die ungeheuerliche Behauptung von Vergiftung des Kardinals Franchi durch die Jesuiten kritiklos aufgenommen wird.

Das viele stofflich Bedeutsame des Buches ist jedoch in eine Gesamtauffassung eingebettet, die schon an und für sich, und durch die selbstbewußte Art, mit der sie vorgetragen wird, Verwunderung erregen muß. Für den Verfasser ist der Kulturkampf auch noch im 2. Bande, der vom Nationalsozialismus abzurücken den Anschein machen will, nichts anderes als « eine Auseinandersetzung Bismarcks mit den Kräften des politischen Katholizismus » oder – wie gleich nach diesem ersten Satze des Vorwortes präziser gesagt wird – mit den dem Bismarck'schen Staate « gegnerischen Kräften des Katholizismus » ; es ging dabei « um die Eingliederung eines anders orientierten Teiles des deutschen Katholizismus in den neuen Reichsbau ». Wo bleibt bei solcher Grundkonzeption noch Raum für die Erfassung des Kulturkampfgeschehens, das sich außerhalb des Bismarck-Reiches abgespielt hat ? Waren wirklich nur politische und nicht ganz entscheidend auch religiöse Kräfte am Ringen beteiligt ? Das ist doch die eigentlich zentrale Problemstellung, von der aus allein auch die Haltung der kirchlich gesinnten Katholiken und die « Politik » der Kurie sachgemäß beurteilt werden kann. Kein Geringerer als Virchow, der das Wort « Kulturkampf » prägte, hatte dies schon erkannt, denn er erfand den Terminus, den die Geschichtsschreibung noch heute nicht entbehren kann, als er sich die Frage stellte, ob die katholische Kirche denn überhaupt in der Neuzeit noch die Kraft zur Erfüllung einer Kulturaufgabe aufzubringen vermöge. Auf diesem Gedanken ruht die Segesser'sche Stellungnahme zum Kulturkampfgeschehen und auch die Frontstellung des Schweizers gegen den durch Bismarck verkörperten neuzeitlichen Staatsabsolutismus ; selbst der Übergang zum Postulat der Trennung von Kirche und Staat knüpft hier an. Es handelt sich hier um ganz wesentliche Zusammenhänge. Auch der preußische Kultusminister Falk, der den Kulturkampf leitete, fühlte sich – wie man seit 1927/28 bei Erich Förster nachlesen kann – als Wegbereiter der Trennung von Kirche und Staat, denn er war eben nicht nur Bismarck-Diener, sondern auch Jurist. Eine Darstellung des Kulturkampf-Geschehens, besonders wenn diese (wie es auf dem Buch-

umschlag angepriesen wird) « eine wertvolle gegenwartsbezogene Bedeutung » haben soll, kann heute nicht mehr aus deutschnationalem Blickwinkel erfolgen, sondern muß auf die großen Menschheitsanliegen von Religion und Recht bezogen sein.

Es ist einigermaßen interessant, daß Schmidt in seinem Buche von 1942 den Kulturkampf selber in umfassenderen über das rein Staatspolitische hinaus reichenden religiös-kulturellen Zusammenhängen gesehen hat: er sprach dort von « der großen Auseinandersetzung im 19. Jahrhundert zwischen den religiösen Erneuerungsbestrebungen des deutschen Katholizismus sowie den zur Reichseinheit drängenden politischen Kräften einerseits und dem Ultramontanismus sowie dem politischen Katholizismus anderseits ... er ist eine der großen entscheidenden Abschnitte in der Auseinandersetzung zwischen germanitas und romanitas ». Der 2. Teil von 1962 bringt nun die (doch recht interessante und vielleicht sogar charakteristische) Retirade von der Geschichtsauffassung der Nationalsozialisten zu jener der Bismarckianer.

Wo es um Pflege der Wissenschaft geht, werden in einer humanen und christlich-liberalen Welt keine Scheiterhaufen angezündet. Das neue Buch von Erich Schmidt verdient Beachtung. Für sachliche Kulturkampf-Forschung ist es eine Binsenwahrheit, daß eine abschließende Darstellung jenes merkwürdigen Phänomens erst nach Erschließung und Aufarbeitung des vielen noch nicht erfaßten Quellenmaterials möglich ist. Darum ist es schade, daß der Verfasser sich nicht begnügt hat – was ein ehrenvoller Rückzug gewesen wäre – sein (wie er selber sagt) « umfassendes und breit gelagertes Quellenmaterial ... das z. T. heute nicht mehr zugänglich ist oder als verloren betrachtet werden muß », einfach kritisch zu edieren.

E. F. J. MÜLLER-BÜCHI

Paul Stärkle: Geschichte von Gossau. Gossau, Cavelti, 1961. – 444 S. Sechs farbige Tafeln, zahlreiche Skizzen, Abbildungen und Wappentafeln.

Die sanktgallische Gemeinde Gossau war die größte Pfarrei des fürstäbtischen Herrschaftsgebietes. Manche Studien, Einzelforschungen und Darstellungen, sind ihrer Vergangenheit und Entwicklung gewidmet worden. Die neue « Geschichte von Gossau » übertrifft sie nicht nur an Umfang und buchtechnischer Ausstattung, sondern auch an wissenschaftlicher und darstellerischer Qualität.

Für Stiftsarchivar Paul Staerkle, den gründlichen Kenner der berühmten Fürstabtei von St. Gallen und ihrer wechselvollen und weitverzweigten Geschichte, war es eine verlockende Aufgabe, Werden und Wandel Gossaus in der geschichtlichen Perspektive dieses Klosters und seines geistlichen Fürstentums zu betrachten. Rückt die Darstellung deshalb diese Beziehungen begreiflicher- und berechtigterweise ins Rampenlicht, so hinterläßt sie doch nicht den Eindruck, daß andere Lebensbereiche zu kurz gekommen sind. Im Gegenteil, der Verfasser hat sich ebenso gründlich in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte, ins Wirtschafts- und Kulturleben, in die religiöse und kirchliche Entfaltung vertieft und Gestalt und Wandel in Schule, Bildung und Erziehung einbezogen. Mit sachkundiger Hand hat Fridolin Hugentobler die Entwicklung des « katholischen Schulwesens » nachgezeich-

net. Raumhalber mußte der eine und andere Abschnitt straffer gefaßt werden, und es ist vielleicht am meisten zu bedauern, daß gerade deshalb, wie Staerkle im Vorwort bemerkt, das 19. und 20. Jahrhundert nicht umfänglich eingefügt werden konnten. Trotzdem gilt : der Verfasser hat « den Reichtum seines Stoffes sorgsam ausgeschöpft », und es ist ihm gelungen, ein Gesamtbild zu gestalten, das « die mächtige Entfaltung (Gossaus) vom Bauerndorf bis zum Gewerbe- und Industrieflecken » darstellt.

Der größte Vorzug dieser neuen « Geschichte von Gossau » ist ihre quellenmäßige Unterlage. Der Verfasser schöpft aus breiter und tiefer Kenntnis der weltlichen und kirchlichen Archive, vor allem des Stiftsarchivs, das er seit Jahrzehnten betreut. Es berührt den Leser besonders angenehm, daß Staerkle mit eindringlicher Umsicht die Quellen der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte durchstöberte, Quellen, die sich zumeist nur dem zähen Forscherfleiß erschließen, dann aber, gerade für eine Dorfgeschichte, um so mehr abgeben. Diese Abschnitte sind denn auch eigentliche Meisterstücke historischer Darstellung, zumal es dem Verfasser gelungen ist, den spröden Stoff bildkräftig und lebendig zu gestalten. Gehalt- und eindrucksvoll ist besonders das Kapitel « Gossau im Fürstenland ». Zum ersten Mal ersteht hier ein Bild des äbtischen Fürstenstaates, wie es in dieser Fülle und weitgespannten Sicht bisher nicht gezeichnet worden ist. St. konnte auf Vorarbeiten aufbauen, erinnert sei vor allem an die vorzügliche Studie von Stiftsbibliothekar *Johannes Duft*, aber gerade in diesem Abschnitt spürt man überall die ergänzende und ausrundende Hand des selbständigen und gründlichen Forschers, dort besonders, wo St. auf den Klerus, den äußern und innern Aufbau der Pfarrei, die Beziehungen zwischen Abtei und Gemeinde, die beachtenswerten Leistungen der Äbte in Verfassung und Verwaltung, Erziehung und Bildung, zur Förderung des religiösen und kirchlichen Lebens (sie besaßen seit 1613 die geistliche Jurisdiktion), in der Armen- und Waisenfürsorge und sogar im Straßenbau zu sprechen kommt. In diesem weitgezogenen Rahmen der Darstellung treten auch die Geschehnisse in Gossau in helleres Licht und rücken in sinnvolle Zusammenhänge. Zudem : als größte Gemeinde des äbtischen Fürstentums reagiert Gossau wie ein empfindsamer Seismograph auf die Änderungen und Erschütterungen im übergeordneten Bereich des Herrschaftsstaates. Die neue « Geschichte von Gossau » sprengt in mehrseitiger Richtung den Rahmen einer Dorfgeschichte, weil der Verfasser Ursachen und Wirkungen stets mit bewußtem Blick auf die größeren Zusammenhänge zu erfassen und zu deuten versteht. Für diese Art historischer Betrachtung kamen dem Verfasser vor allem die reichen archivalischen und quellenkundigen Kenntnisse, die er in langen Jahren sich erworben, ergiebig zugute.

Besondere Erwähnung verdient die buchtechnisch vornehme und gediegene Ausstattung, die sorgfältige Auswahl an trefflich illustrierenden Bildern, die ausgezeichneten, Text und Verständnis erhellenden Skizzen, die auch den Orts- und Flurnamenforschern willkommenes Material bieten. Der Name Gossau erscheint erstmals in der ältesten Gossauer Urkunde vom 26. Oktober 824 in der althochdeutschen Form « Cozesaua » (der spätere Wandel von C und G weist auf alemannische Siedlung nach der hochdeutschen Lautverschiebung). In diesem Zusammenhang berichtigt Staerkle die irreführenden

Angaben Wartmanns über die älteste Urkunde von Gossau (S. 389 n. 7.) Das Werk beschließt eine Reihe wertvoller Tabellen über Bevölkerungsbewegung, Schulwesen, über die katholischen und evangelischen Geistlichen, die Gemeinde- und Bezirksamänner und die noch lebenden Geschlechter. Anschließend folgen die farbigen Wappenbilder der vor 1818 eingebürgerten Gossauer Familien. Beinahe 50 Seiten füllen sich mit Quellen- und Literaturangaben. – Die neue « Geschichte von Gossau » ist eine beachtenswerte Leistung schweizerischer Geschichtsschreibung. THEOPHIL GRAF

HINWEISE

Die Teilnehmer an der Jahresversammlung der Allgem. Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz in Neuenburg (22./23. Sept.) durften als Gabe der öffentlichen Bibliothek der Stadt Neuenburg das « *Répertoire des documents diplomatiques Franco-Suisses 1443-1830* » entgegennehmen (III-194 S.) Dieses Repertorium bietet trotz seiner Knappheit einen nützlichen Einblick in die vom bekannten Neuenburger Historiker Ed. Rott der Stadtbibliothek Neuenburg vergabte Sammlung seiner Kopien von Akten und Korrespondenzen aus französischen Archiven und Bibliotheken, soweit diese sich auf die Eidgenossenschaft und Graubünden beziehen. Diese Sammlung ist von allgemeiner Bedeutung für die politische und Militärgeschichte, aber auch für die Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte (vgl. z. B. S. 174 ff. die Rubriken über Finanzen, Handel, Schmuggel und Münzwesen, Salzhandel u. a. m.). Wer das Repertorium benützt, wird sich aber vergewissern müssen, inwieweit sich der Neuenburger Bestand mit jenem des Eidgen. Bundesarchivs in Bern deckt (vgl. W. Meyrat, Schweiz. Zs. f. Geschichte 9, 1959, 224-227). Man ist für dieses Hilfsmittel dankbar, auch wenn es nur vervielfältigt vorliegt. O. VASELLA

Eine knappe, gut geschriebene Einführung in das Leben und die Schriften des bekannten Führers der niederländischen Täufer Menno Simons verdanken wir *J. A. Brandsma, Menno Simons von Wittmarsum.* Ein Vorkämpfer der Täuferbewegung in den Niederlanden (J. G. Oncken Verlag, Kassel 1962, 111 S.). Das Büchlein wurde von *Bruno Loets* aus dem Holländischen übersetzt. Auch wenn es vom Standpunkt der Taufgesinnten aus verfaßt ist, wahrt es doch den wissenschaftlichen Charakter, indem die Biographie auf Quellen aufbaut, zahlreiche Literaturangaben zur Täufergeschichte in den Gebieten an Nord- und Ostsee und schließlich auch ein Personenregister bietet. Simons, um 1496 geboren, 1524 zum Priester geweiht, durchlief die Laufbahn eines einfachen Seelsorgers. Über seine Frühzeit erfahren wir wenig Sicheres und manches, was er selbst darüber schreibt, stammt aus später Zeit und kann daher nicht ohne Vorbehalte angenommen werden (so z. B. die Selbstanklagen S. 15, 22 f.). Dies aus der Darstellung zu erkennen, hält nicht schwer. Es fehlt nicht an guten kritischen Bemerkungen (vgl. 25 über das Verhältnis der Täufer zu Erasmus, oder die Äußerungen über das « Fundamentbuch », das Hauptwerk Ss. S. 51). O. VASELLA

Der junge Genfer Historiker *Giovanni Busino* hat sich vorgenommen, das Leben und die seltsame politische Tätigkeit des italienischen Flüchtlings Broccardo Borrone gründlich zu erforschen. In der Geschichte der katholischen Reform spielte Borrone eine zwielichtige und in ihren Motiven nicht immer leicht erfaßbare Rolle. Ein erster Aufsatz Busonis : *Prime ricerche su Broccardo Borrone* (Bibl. d'Humanisme et Renaissance 24, 1962, 130-167), in welchem man leider in deutschsprachigen Zitaten öfters Druckversehen feststellt, zeigt eine ausgezeichnete Kenntnis der zahlreichen Quellen und gilt der Herkunft und den frühen Lebensschicksalen. Man weiß, daß die Drei Bünde 1596 gegen Borrone Klage erhoben, die kaum in allen Teilen begründet war. Nach seiner Ausweisung kam Borrone bald nach Rom, wo er sich zum Katholizismus bekannte. In seiner bekannten Relation, wohl vor Febr. 1600 verfaßt, legte er seine Mittel und Wege zur Unterwerfung Graubündens dar. Busoni erläutert diese Relation näher, steuert nützliche Notizen zu den darin erwähnten italienischen und anderen Glaubensflüchtlingen bei (149 n. 2 sind die Angaben über Gabriel Gerber zu berichtigen) und schildert dann, wie Borrone in Thonon auftauchte (Aug. 1601) und neue Pläne im Dienste der katholischen Mächte entwickelte, was sich wohl nur aus der zielbewußten Bündnispolitik der Gegner längs des Alpenkamms vom Westen bis zum Osten des Landes verstehen läßt (152). Genf und Graubünden sind in ihrem Schicksal gleichsam eng verknüpft. Daraus erklärt sich der Plan einer päpstlichen Liga, die freilich nicht zustandekam. Borrone bereiste dann, erstaunlicherweise im Dienste der Evangelischen, verschiedene Länder. Über sein Ende ist einstweilen wenig Sicheres bekannt. Er verfaßte noch einmal eine Schilderung Rätiens mit Reformvorschlägen für die Drei Bünde und ihre Untertanengebiete. Eben diese Schilderung veröffentlicht Busino unter dem Titel : *Di Broccardo Borrone e del suo « Ritratto della Rezia »* (SA : Bollettino della Società storica Valtellinese 16, 1962 ; 40 S.) mit einer knappen biographischen Einleitung und Kommentar. O. VASELLA

P. Hildebrand Dussler OSB : Die Allgäuer Erweckungsbewegung in der Sicht des Freisinger Moraltheologen Magnus Jocham. SA aus : Deutingers Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte. 22. Band (1961) S. 48-80. – Der seinerzeit bekannte Moralist aus der Schule Sailers und Hirschers Magnus Jocham stand in seiner Jugend der Allgäuer Erweckungsbewegung sehr nahe. « Sein guter Genius » hat ihn vor Extremen bewahrt, doch stand er später noch mit « Erweckten » im Briefverkehr und trat für sie mutig ein, wenn sie von übereifrigen Gegnern verleumdet wurden.

Die Klosterbibliothek Andechs bewahrt den noch zum größten Teil unveröffentlichten Nachlaß Jochams. Es handelt sich hauptsächlich um Briefe, die an den Freisinger Moralisten adressiert sind. Daraus hat P. Dussler einige Zeugnisse, die auf die « Erweckten » ein günstiges Licht werfen, zusammengetragen. D. zieht daraus den Schluß, bei der Allgäuer Erweckungsbewegung handle es sich um eine mystische Strömung, die den katholischen Boden nur ausnahmsweise verlassen hat. Von einer pietistisch-sektiererischen Grundhaltung sei sie noch weit entfernt. Sie sei eher mit einer inoffiziellen Bruderschaft zu vergleichen, die christozentrisches Beten betonte. LEO ETTLIN OSB